

(Nachdruck verboten.)

6]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Den ganzen langen, lichten Tag war das Weinen aus den Stuben von Steengaarden herausgesickert: ho, ho, ho! so wie der Refrain eines traurigen Volksliedes. Jetzt war endlich eine Pause eingetreten. Lasse machte sich auf dem unteren Hof zu schaffen — ihm lag noch immer der Klang im Ohr. Trübselig, ach, so trübselig war es mit diesem ewigen Frauenweinen, als sei ein Kind gestorben, oder als sähe eine mit ihrer Schande da. Und was konnte da wohl zu weinen sein, wenn man einen Hof von mehreren hundert Tonnem Land hatte und in dem großen Haus mit zwanzig Fenstern wohnte

Reichtum, das ist eine Gabe von Gott,
Doch Armut, das ist eine Belohnung.
Wer den Reichtum hat,
Hat das Leben oft satt,
Der Arme, der ist immer zufrieden!

Kama sang das dadraußen in der Milchstube, und weiß Gott, das war wirklich wahr! Wenn Lasse bloß gewußt hätt', woher er das Geld für einen neuen Kittel für den Jungen nehmen sollte, so wollt' er nie einen Menschen hier auf der Welt beneiden. Wenn es auch ganz angenehm sein könnt', Geld zu Tabak und zu einem Schnaps hin und wieder zu haben, wenn man anderen deswegen nicht zu nahe zu treten braucht.

Lasse glättete den Misthaufen; er war mit der Mittagsarbeit im Stall fertig und ließ sich gute Zeit. Dies war nur etwas, was er dazwischen schob. Hin und wieder sah er freilich doch zu den hohen Fenstern empor und griff mit einem Rud zu, aber die Müdigkeit war doch am stärksten; eine kleine Nachmittagsruhe hätte gut getan, aber er wagte es nicht. Es war still auf dem Hof, Pelle war noch dem Kaufmann gelaufen, um für die in der Küche etwas zu holen, alle Mannsleute waren auf dem Felde, um die letzte Sommerfaat unterzupflügen. Man war weit zurück auf Steengarden.

Da kam der Landwirtschaftslebe schnobernd aus dem Stall, er war anders herumgegangen, um Lasse von hinten zu überraschen, der Verwalter hatte ihn geschickt. „Bist du da, du Fauler Polzeispion,“ murmelte Lasse, als er den Eleben sah, „eines schönen Tages schlag ich doch noch tot!“ Aber er nahm die Mühe tief vor ihm ab. Der lange Elebe ging über den Hof, ohne ihn anzusehen und hing an, mit den Mädchen unten im Brauhaus zu schäkern. Das ließ er hübsch bleiben, wenn die Knechte zu Hause waren — das Gespenst! Kongstrup trat da oben auf die Treppe hinaus, er blieb eine Weile stehen und sah nach dem Wetter, dann ging er auf den Kuhstall zu. Herrjemine, was für 'ne Gestalt — er füllte die ganze Stalltür aus. Lasse stellte die Mistgabel hin und eilte hinein, um zur Hand zu sein.

„Na, wie geht's, Alter?“ fragte der Gutsbesitzer freundlich, „kannst Du mit Deiner Arbeit fertig werden?“

„Ach ja, das geht woll,“ sagte Lasse. „Aber viel kann man ja nicht machen. Es is 'n großer Viehstand für einen Mann.“

Kongstrup blieb stehen und befühlte das Hinterteil einer Kuh. „Du hast ja den Jungen zur Hilfe, Lasse. Wo ist er übrigens? Ich sehe ihn nicht.“

„Er ist für die Frauenzimmer nach dem Kaufmann.“

„So — wer hat ihn dahin geschickt?“

„Die Frau selbst, glaub' ich.“

„Sinn — ist er schon lange weg?“

„Ach ja, er muß woll gleich wieder hier sein.“

„Halt' ihn an, wenn er kommt, und schick ihn mit den Einkäufen zu mir herauf — hörst Du?“

Pelle war nicht mutig zu Sinn bei dem Gang nach dem Arbeitszimmer; die Frau hatte ihm außerdem befohlen, die Flasche gut unter der Bluse zu verstecken. Es war sehr hoch bis zur Decke dadrinne, an den Wänden hingen feine Jagdgewehre; und oben auf einem Wort standen Zigarrenkisten, eine über die andere, ganz bis an die Decke — als wenn es ein Tabakladen wäre. Aber das Sonderbarste war doch, daß

sie eingeheizt hatten, jetzt, mitten im Mai — und bei offenen Fenstern. Sie wußten wohl nicht, wo sie all ihr Geld lassen sollten! Aber wo woll die Geldkisten waren?

Dies alles und noch viel mehr beobachtete Pelle, während er auf seinen bloßen Füßen an der Tür stand und vor lauter Verlegenheit die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Da drehte sich der Grohbauer auf seinem Stuhl herum und zog ihn am Stragen zu sich heran. „Laß doch mal sehen, was Du da unter der Bluse hast, kleiner Kerl,“ sagte er freundlich.

„Das is Kognak!“ sagte Pelle und holte die Flasche heraus. „Die Frau hat gesagt, ich sollt' es keinem zeigen.“ „Du bist ein tüchtiger Junge,“ sagte Kongstrup und streichelte ihm die Wange, „aus Dir wird schon was werden. Gib Du mir jetzt die Flasche, dann will ich sie meiner Frau hinbringen, damit niemand sie zu sehen bekommt.“ Er lachte herzlich.

Pelle reichte ihm die Flasche. — Dort auf dem Schreibtisch stand Geld in einem ganzen Stapel, dicke, runde Zweikronenstücke, eins über dem anderen. Warum bekam denn Vater Lasse nicht den Vorschuß, um den er so sehr gebeten hatte?

Nun kam die Frau herein, und Kongstrup ging gleich hin und schloß das Fenster. Pelle wollte gehen, aber sie hielt ihn zurück. „Du hast ja etwas für mich geholt?“ sagte sie.

„Ich habe das Geholte bereits in Empfang genommen,“ sagte Kongstrup. „Du sollst es haben, — sobald der Junge gegangen ist.“

Aber sie hielt die Tür zu. Der Junge sollte gerade bleiben und Zeuge davon sein, daß ihr Mann ihr die Waren vorenthielt, die sie in der Küche brauchen mußte. Alle sollten es wissen.

Kongstrup ging auf und nieder und sagte nichts. Pelle erwartete, daß er sie schlagen würde; denn sie nahm böse Worte in den Mund, viel schlimmer als Mutter Bengta, wenn Lasse aus Tommelilla nach Hause kam und angeheitert war. Aber er lachte nur. „Jetzt wird es wohl genug sein,“ sagte er, führte sie von der Tür fort und ließ den Knaben heraus.

Lasse war gar nicht wohl dabei. Er hatte geglaubt, der Herr mische sich dahinein, um zu verhindern, daß alle den Jungen schickten — wo er seine Hilfe bei dem Vieh doch so nötig hatte. Und nun nahm es eine so liederliche Wendung.

„Ach ja, es war Kognak,“ wiederholte er — „ja, dann kann ich es verstehen. Aber daß sie so frei herumgehen kann, wo sie doch mit so 'n Laster behaftet is — er muß ein gutmütiger Bär sein.“

„Er mag ja auch selbst gern was Starkes,“ meinte Pelle, der allerlei von den Gewohnheiten des Gutsbesitzers gehört hatte.

„Ja, aber 'n Frauenzimmer, Du, das is doch ganz was anders. Bedenk doch, das sind feine Leute. — Ja, ja, ja, ja! Es kommt uns woll nicht zu, über die Herrschaft zu räsonnieren, wir haben genug mit uns selbst zu tun. Aber ich würd' viel dafür geben, wenn sie Dich nicht wieder ausschiden wollt'! Wir können leicht da zu sitzen kommen, wie die Laus zwischen zwei Nägel.“

Lasse ging an seine Arbeit. Er seufzte und schüttelte den Kopf, während er Futter heranschleppte, ihm war gar nicht froh zu Sinn.

3.

Es war belebend mit all' dem Sonnenschein, der den Raum von allen Seiten füllte, ohne von einer entsprechenden Hitze begleitet zu sein. Die Dämpfe des Frühlings waren aus der Luft weggeblasen, und der Wärmenebel des Sommers war noch nicht gekommen. Es lag nur Licht über den grünen Aedern und dem Meer da draußen, Licht, das die Linien der Landschaft klar in der blauen Luft abzeichnete und eine milde, angenehme Wärme ausatmete.

Es war an einem der ersten Tage des Juni, der erste richtige Sommertag. Und es war Sonntag.

Steengaarden lag da und schwelgte in Sonne. Ueberall durfte sie eindringen mit ihrem hellen, goldigen Schimmer; und wo sie nicht hingelangen konnte, da zitterten dunkle Farbentöne gleich einem heißen, verstopften Atem in den Tag hinein. Dufen- und Türöffnungen standen gleich ver-

kleierten Augen mitten im Licht, und wo das Dach im Schatten lag, sog es wie Samt.

Oben im Wohnhause war es heute still, auch der Streit schien Sonntag zu feiern.

Der große Hofplatz war durch ein Staket mittendurch geteilt. Die untere Hälfte bestand hauptsächlich aus einer großen, dampfenden Mistgrube, mit Gangbrettern die Kreuz und die Quer und einigen umgestürzten Schubkarren ganz oben. Ein paar Schweine lagen im Dung vergraben und schliefen, bis mitten unter den Leib in Fauche, eine geschäftige Gühnerschar zerstreute eifrig die viereckigen Hausen Pferde- dung von dem Ausmisten des letzten Morgens. Ein großer Hahn stand mitten in der Schar und leitete die Arbeit, er glied einem Verwalter.

Oben auf dem Hof war eine Schar weißer Tauben damit beschäftigt, Körner von dem reinen Pflaster aufzuspicken. Vor dem offenen Wagentor ging ein Knecht hin und her und sah den Jagdwagen nach; ein anderer Knecht stand im Tor und putzte das Staatsgeschirr.

Der Knecht bei dem Wagen war in Hemdärmeln und frischgeschmierten Knieestiefeln; sein Körper war jung und elastisch und wählte bei der Arbeit viele hübsche Stellungen. Er hatte die Mütze ganz tief in den Nacken geschoben und pfiff gedämpft, während er die Räder innen und außen reinigte und verstohlene Blicke nach der Braustube hinüber sandte. Da unten, unter dem Fenster, stand eine der Mägde und hielt Sonntagswäsche mit nackten Schultern und Armen, das Hemd bis unter die Brüste heruntergestreift.

Das dicke Milchmädchen Karna ging an ihm vorüber, nach der Pumpe hin, mit zwei großen Eimern. Als sie zurückkam, platschte sie einen Guß Wasser über seinen einen Stiefel, und er sah mit einem Fluch auf. Sie sagte es als Aufforderung auf, die Eimer niederzusehen, wobei sie vorsichtig nach den Fenstern des Wohnhauses hinüberschielte.

„Du hast woll schlecht geschlafen, Gustav!“ sagte sie und lachte schelmisch.

„Na, Deine Schuld is das jedenfalls nich“, entgegnete er kurz angebunden. „Kannst Du mir heut meine Arbeits- hosen flicken?“

„Ne! Ich flick nich, wo 'ne andere streichelt!“

„Dann scher Dich wieder in Deine Küche rein! Da sind genug, die mir die lumpigen Flicken aufsetzen, wenn Du nich willst.“ Er beugte sich wieder über seine Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Joseph Chénier.

1811 — 10. Januar — 1911.

Die große französische Revolution ist ein Musterbeispiel jener bürgerlichen Revolutionen, von denen Karl Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire“ spricht: ihre dramatischen Affekte überbieten sich. Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt und die Organe ist der Geist jedes Tages. Auf hohem Rotturn schritt diese Revolution dahin, mit tragischem Faltenwurf und weitausholender Geste, und oft gleich das revolutionäre Paris mit Katastrophen und Apotheosen einer riesigen Schaubühne, auf der die Volksmasse den Hauptrollen spielte, nur daß die fallenden Köpfe und Kronen nicht aus Wachs und Pappe oder Goldpapier waren. Aber auch die wirkliche Schaubühne nahm unter der Revolution einen schier märchenhaften Aufschwung, der aber gleichwohl nicht verwunderlich war, da dieser bürgerliche Klassenkampf dem Theater die Freiheit und dem Schauspieler die staatsbürgerliche Gleichheit brachte. Jedem der verschiedenen Theater war unter den bourbonischen Ludwigen der Kreis seines Spielprogramms eng umgrenzt, dem einen blieb das Schauspiel, dem andern die Oper, dem dritten die Komödie, dem vierten Stücke mit gutem Ausgang vorbehalten, und mit tausenderlei obrigkeitlichen Schikanen wurden die Bühnen heimgesucht, nur um der vornehmsten, der Comédie française, mit ihrem klassischen Repertoire und ihrem Monopol auf Tragödien die Vorherrschaft zu sichern. Die Revolution schuf Wandlung. Ein Dekret der Nationalversammlung vom 13. Januar 1791 verkündete die Gewerbefreiheit auch für das Theater und neue Bühnen schafften wie die Pilze aus dem Erdboden. Auf dem Natbause lagen einmal gleichzeitig nicht weniger als 78 Anzeigen von neu zu eröffnenden Theatern, und jeder Direktor durfte spielen, was ihm in den Sinn kam oder aufs Pul: flog. Auch die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler wandelte sich. Hatten sie vormals als verächtliche Komödianten zum unehelichen Volke gezählt, so besaßen sie fürder die Rechte jedes anderen Bürgers, waren wählbar und Wähler und der eine oder andere gehörte wohl als Offizier der Nationalgarde an. Endlich bot auch das Publikum einen anderen Anblick als ehemals: wo Vicomtes aus goldenen Dosen geschmupft

und Marquisen hochmütig durch Loggnons geblinzelt hatten, da folgte jetzt mit leidenschaftlicher Teilnahme das wahre Volk von Paris den Ereignissen auf der Bühne, die Menge der Vorläufer und Gasten, die sich früher mit der Rolle des Zaungastes widerwillig hatte abfinden müssen. Damit war selbstverständlich auch den Tragödien der Boden entzogen, die auf klassischen Stelzen daherkamen, in denen nur Könige, Königsfinder und Königsväter und sonstige hoffähige Schmarotzer auftraten und die in nichts mit dem wirklichen Leben der Nation zusammenhingen. Jetzt wurde von der Bühne herab die Liebe zum Vaterland oder zur Freiheit und die republikanische Tugend gepredigt und Titel wie „Die Witwe des Republikaners“, „Der Tod Marats“, „Die patriotische Familie“, „Das Verbrechen des Feudalismus“ und „Die Abschaffung des Königtums“ wiesen auf den Inhalt dieser dramatischen Kunst hin.

Von allen Stücken, die die Zeitgenossen mächtig bewegten und deren Aufführung mit hitzigem Hin und Her zu politischen Ereignissen wurde, hat keines eine solche Wirkung ausgeübt, wie die Tragödie des Dichters, der vor 100 Jahren, am 10. Januar 1811 starb: „Karl IX.“ von Marie Joseph Chénier.

Wenn die berühmte „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais das Wetterleuchten auf der Bühne war, das im Jahre 1784 den Anzug des großen Weltgewalters verkündete, so war „Karl IX.“ die Entladung. Und mit vollem Bewußtsein wollte Chénier, dessen Lebenslauf seit seiner Geburt im Jahre 1764 wenig Verblüffendes enthält — zwei Jahre war er Offizier gewesen und dann mit einem Bühnenstück durchgefallen — patriotische Kunst geben und durch sein Drama die Herzen für die Freiheit entflammen. Als seines Lebens besten Ruhm hat er später, auf „Karl IX.“ anspielend, genannt:

Mit ein'gem Stolz wohl darf's ich von mir sagen:
Der Muse der Tragödie hab ich in den ersten Tagen,
Da uns die junge Freiheit froh beglückt,
Die patriotische Skolarde an die Stirn gedrückt.

Wie sehr für Chénier die Schaubühne eine „moralische Anstalt“ war, tat er besonders in dem Widmungsbrief „An die französische Nation“ dar, mit dem er die Buchausgabe seines „Karl IX.“ einleitete. „Ich widme“, hieß es da, „das Werk eines freien Mannes einem frei gewordenen Volke.“ Und mit einer besonderen Anrede an die Frauen: „Das Theater hat einen ungeheuren Einfluß auf die Sitten der Allgemeinheit. Lange Zeit war es eine Schule der Verführung und Libertinage; es muß zu einer Schule der Tugend und Freiheit werden. Die Männer werden von ihm nicht mehr diese süßlichen Eindrücke empfangen, die sie entnerven; sie werden besser und Eurer Liebe würdiger; sie werden wieder Männer sein. Die Sitten des Landes werden sich nicht mehr nach den entarteten Sitten des Hofes bilden. . . .“ Und weiter führte der Dichter, sich an die ganze Nation wendend, aus: „Eure bewundernswerte Konstitution beruht auf der Gleichheit. Verschwinden werden all die Titel, all die antisozialen Unterschiede, all die lächerlichen Abstufungen, die man sich nicht geheut hat, zwischen Mensch und Mensch anzuerkennen. Wenn Tyrannei und Sklaverei sich abermals offen zu zeigen wagen, soll Euer Theater das Urteil sprechen und in allem ein Nebenbuhler des Theaters von Athen sein. Aber an Euch ist es, an der Nation allein, die bürgerlichen Dichter zu schirmen, die in diesen glorreichen Streit hinabsteigen, um die „Feinde der Nation zu Boden zu schmettern“, also alles in allem das genaue Gegenteil einer Kunst, die auf einer höhern Warte stehen will als der Zinne der Partei.

Der Erfolg gab dem Willen des Dichters recht. Schon 1789 war das Stück entstanden und es behandelte in ziemlich primitiver Weise, ohne überwältigendes dramatisches Talent eine zurückliegende Epoche der französischen Geschichte, die blutige Bartholomäusnacht. Aber das Stück mußte einfallen wie ein Auschnitt aus der lebendigen Gegenwart, denn jede Szene war voller Anspielungen. Dieser verächtliche König, der gleichwohl gegen sein eigenes Volk finstere Pläne schmiedet und das Blut französischer Bürger verpripst — ganz der sechzehnte Ludwig! — dachte man im Parkett. Diese Königin-Mutter von fremdem Geblüt, die Katharina von Medici, die ihren Sohn als böser Dämon zu jeder Untat anstachelte — ganz die Oesterreicherin! — lief das Geflüster durch die Bankreihen, ganz die Marie Antoinette! Und nicht minder wurden die Ausfälle gegen die Klerisei begrüßt und der ehrliche, freimütige Kanzler l'Hopital, der den Sieg der Freiheit und den Sturz der Bastille voraus sagt, als die Stimme des revolutionären Bürgertums selbst gefeiert. Den Behörden, namentlich dem ängstlichen Maire Bailly, schien es freilich bedenklich, ein Stück aufzuführen zu lassen, das einen Vorgänger Ludwigs XVI. als blutbesudeltes Schenkel hinstellte, und erst die Nationalversammlung mußte dem Drama den Weg frei machen.

Die erste Aufführung sah das Théâtre de la nation, wie die frühere Comédie française seit dem Bastillensturm hieß, am 4. November 1789. Robespierre hat das Théâtre de la nation einmal einen „widerlichen Schlupfwinkel der Aristokratie“ genannt, aber das war später, als der berühmte Talma mit einem Teil der Darsteller abgegangen war und eine neue Bühne, das Theater der Gleichheit gegründet hatte. Am 4. November 1789 wenigstens wagte sich keine Opposition hervor, wenngleich man wußte, daß sich verdächtige Burden mit Pistolen in den Rodtaschen im Parkett herumdrückten und Chénier kaum Zeit fand, alle die Drohbriefe erbitterter Royalisten zu lesen. Georges Dubal erzählt

in seinen „Erinnerungen aus der Schreckenszeit“ über die Wirkung der Eritauführung: „Es war erst zwei Uhr, schon vor der Pflanz mit Menschen bedeckt und zahlreiche Gruppen belebten den Garten des Luxembourgs. In den benachbarten Kaffeebäusern fand man keinen Sitzplatz mehr. . . . Ueberall zeigte sich große Bewegung, und man sah viele düstere und drohende Gestalten auftauchen. Es schien, als ob man sich gegenseitig relognoszierte wie vor einer Schlacht. . . . Ich will nicht von dem Eindruck der einzelnen Szenen reden; wie jeder weiß, war der Erfolg ungeheuer. Das Stück wurde unter rauschendem Beifall, Gestampf, Bravo und ohne das leiseste Murren bis zum Ende gespielt. Ich glaube, daß der, der sich erlaubt hätte, zu weilen, halbtot herausgelommen wäre.“

Mit einem Schlag war nun Chénier der Dichter der Revolution geworden und stimmte als ihr offizieller Vorde zu allen ihren Festen die Geier. Das Fest der Federation am 14. Juli 1790 verherrlichte er durch einen berühmten gewordenen Sang, und nicht minder erlangten seine Hymnen der Gleichheit, der Freiheit, der Vernunft und auch dem höchsten Wesen, dessen Kult Robespierre eingeführt. In der Ode auf den Freiheitskrieg suchte er auch die Deutschen aufzurufen:

Und Ihr, Germanen, wachet auf!
Der selben Vortäden eingedenk,
Seid wieder Franken und zerbrocht
Mit uns das Joch hochmütiger Herrn!

Erhebt Euch! Nur Tyrannen
Schübt die Furcht vor unserer Kriegerband.
Sie trägt den Schrecken nur in den Palaß,
Doch Freiheit in die Hütten!

An anderer Stelle spricht Chénier einmal von dem „Deutschland, gebeugt unter das dreifache Joch der monarchischen, militärischen und feudalen Tyrannei“, wie er überhaupt um deutliche Verhältnisse Bescheid wußte und Gedichte von Klopstock und Pöffel übersehte.

Aber nicht nur in klingenden Versen, sondern auch durch politische Arbeit zeigte er seine glühende Liebe zur Freiheit aus. Das Departement Seine-et-Oise sandte den Siebenundzwanzigjährigen in den Nationalkonvent. Hier sah er auf den Vänten der Jakobiner, stimmte für den Tod des Königs und arbeitete vor allem eifrig als Mitglied des Ausschusses für das Unterrichtswesen. Mit seinem Bruder André, dem berühmten Lyriker, der ein eingefleischter Girondist war, führte er heftige Polemiken und vermochte es auch nicht zu hindern, daß dieser gefänglich eingezogen und royalistischer Gesinnung verdächtig auf die Guillotine geschickt wurde. Aber auch Marie Joseph sah der Ideologe zu sehr im Blut, als daß er das eiserne Ruch der sogenannten Schreckensherrschaft begriffen hätte. Deshalb war auch er der Lanze verdächtig. Um seine Gesinnung zu erproben, übertrug man ihm die Rede, die die Ausweisung von Mirabeaus Witwe aus dem Pantheon forderte und begründete. Daß diese Rede Mirabeau zwar als Verräter brandmarkte, aber seinen geistigen Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren ließ und dafür Murats Ueberführung in das Pantheon ohne ein Wort der Anerkennung bei einem nächsten Antrag forderte, sollen ihm die Männer des Tages sehr verstäubt haben — auf jeden Fall amete Marie Joseph Chénier erleichtert auf, als die Thermidorreaktion Robespierre und den Seinen die Köpfe abschneidete, und fand Verzeihung für diesen Abbruch der eigentlichen Revolution, der ihm ein „zweiter Sieg der Freiheit“ zu sein schien.

Aber mit der Revolution sank auch der Stern ihres Dichters. Zwar wirkte er noch als Mitglied des Konvents wie des Rates der Fünfhundert, und Napoleon Bonaparte, in dem er in seiner Verblendung einen Schirmherrn der bürgerlichen Freiheit sah, berief ihn in das Tribunal und machte ihn zum Inspektor des Unterrichtswezens. Zur Krönung Bonapartes ließ sich Chénier sogar zur Anfertigung eines Dramas bewegen, mit dem er sich aber das Wohlwollen Napoleons nicht erwarb und das seiner republikanischen Freunde von einst verschätzte. Zu heißblütig und schließlich auch zu freisinnig, um sich von dem neuen Tyrannen bedrücken zu lassen, rückte er Napoleon mit stachligen Versen auf den Leib. Der Kaiser jagte ihn rachsüchtig aus seinem Amt und stieß ihn so samt seiner betagten Mutter ins Elend. Märbe geworden durch den Lauf seines Lebens, in dem ihm manches gelungen, aber mehr noch wie Sand zwischen den Fingern zerronnen war, beugte er sich und begehrte mit einer lächerlichen Pension von achttausend Franken noch einige Jahre, fast unbemerkt von der Nation, für die er einst mit seinem Herzblut hatte schreiben wollen, und als die Plätter seinen am 10. Januar erfolgten Tod meldeten, war er eigentlich schon lange gestorben.

Denn gelebt hat Marie Joseph Chénier wirklich nur in den kurzen und leuchtenden Tagen, da der Verslang seines „Karl IX.“ die Zeitgenossen mitriß und aufklodern ließ, als vernahmen sie das gelende Geländ der Sturmgloden. Hermann Wendel.

Die grönländischen Eskimos.

Kein Reisender, der je auszog, um den Nordpol zu entdecken, konnte in die Region ewigen Eises vordringen, ohne sich vorher der Unterstützung der Ureinwohner zu versichern. Anlässlich der letzten

Unternehmungen eines Cook und Beary ist denn auch wieder mancherlei von den Eskimos zu unieren Ohren gedrungen. Was früher über diese Volkstämme von Reisenden, die einige Zeit unter ihnen zugebracht haben, geschrieben worden ist, war bei weitem nicht erschöpfend. Dieser Umstand erfordert neue Forschungen. Von Zeit zu Zeit werden sie unternommen und durch neue Wissensresultate bereichert. Reisen in polare Gegenden sind aber immer ein gefährliches Wagnis. Hier von wußte Herr Christian Ledén, ein junger nordischer Ethnologe, in einem unlängst in der Berliner Geographischen Gesellschaft, nummehr auch in der „Aronia“, Laubensstraße, gehaltenen Vortrage zu berichten. Ledén hat mit Unterstützung Dänemarks zwei Reisen nach Grönland unternommen; das erstmal längs der Westküste, sodann von der Ostküste aus in Regionen zwischen dem 76. bis 79. nördlichen Breitengrade.

Treibeis, zumal schwimmende Eisberge von gewaltiger Größe oberhalb wie unterhalb des Wassers erwägen, ja vereiteln oft das Vordringen zur Küste, die hinwiederum von kolossalen Gletschern bis tief ins Landinnere hinein bedeckt ist. Wanderungen über diese von klaffenden Rissen und Spalten durchsetzten Eisgebirge sind nicht minder gefahrvoll. Alles dies darf den Reisenden nicht abschrecken, der sich das Ziel gesetzt hat, mit den Eskimos in Verbindung zu kommen. Photographische und phonographische Apparate bilden seine unerläßlichen Begleiter. Um so lohnender ist aber auch die Ausbeute für die Wissenschaft an sich, wie für deren Ausbreitung vor den Augen und Ohren der europäischen Kulturnationen. Nummehr ist es uns vergönnt, dem kühnen Entdecker auf seinen Wegen zu folgen. Kinematographische Bilder sorgen, daß wir jetzt auch die Eskimos lebhaftig in allen ihren Lebensäußerungen vor uns sehen.

Znioweit dänische Kolonial- und Missionsstationen ihren kultivierenden Einfluß geltend zu machen verstanden haben, sind die Eingeborenen christianisiert worden. Keuzerlich zeigt sich das am Tragen kurzer Haare; auch sind die alten Trachten mehrenteils verschwunden. Dagegen hat sich das Heidentum trotz aller Christianisierungsversuche noch nahezu vollkommen bei der Gruppe der Polareskimos erhalten. Dieser Stamm ist allerdings sehr winzig; er umfaßt etwa 200 Menschen. Desto interessanter sind diese Polarlinder; sie haben ihre altheidnische Kultur bewahrt. Der Gesichtstypus erinnert auffallend an die Indianer. Das Haar wird lang getragen. Beide Geschlechter sind gleich gekleidet, jedoch ist, daß die Männer lange Pelzhosen und kurze Stiefel, die Frauen kurze Hosen, die einen großen Teil des Oberschenkels bösigt nackt lassen, und lange Pelzstiefel haben. Derkwürdig ist außerdem für Männer und Frauen ein von Bedeckung freier Streifen quer über den Unterleib — zum Zwecke der Zufuhr frischer Luft. Während des kurzen Sommers wohnen die Polareskimos in Zelten von Renttierfellen und Erbs- und Stenlöchern, die mit Rasen bedeckt sind, im Winter in Schneehäusern. Kleidung wird hier fast gar nicht getragen. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Eisbär- und Renttierfleisch. Stark angekauft ist eine beliebte Delikatesse. Man greift sich ein Stück heraus, packt mit den Zähnen an und schneidet es haarstark vor dem Munde bissenweise ab.

Füßerei und Jagd bilden die ständige Beschäftigung. Auf kleinen iwigen Kanos fahren die Männer hinaus, mit der Wurfspine bewaffnet. Die Gefährlichkeit des Ruderns zwischen den treibenden Eiswollen hat indessen zu großer Bewachtheit geführt. Wird ein Fahrzeug umgeworfen, so weiß sich der Jniasse, ohne seinen Sitz zu verlieren, wieder hochzuarbeiten. Raß wird er dabei nicht, denn er trägt einen luftdicht anschließenden Lederanzug nebst Kapuze. Kinematographische Bilder zeigten solche Fischerkünstler bei ihren Produktionen. Große Boote, mit Seehundsiellen besätlagen, werden von Frauen gerudert. Ein Mann sitzt am Steuer.

Ueber die Eis- und Schneefelder wird mit Hundeschlitten gefahren, oft bis 150 Meilen an einem Tage. Die Hunde werden darum sehr geliebt, obgleich sie, wenn hungrig, sehr wild und selbst für den Besitzer sehr gefährlich werden können; denn es kommt zu weilen vor, daß sie den eigenen Herrn anfallen und bis auf die Knochen verpuzen. Sie leisten aber auch bei der Jagd auf Eisbären und Büffelochsen große Dienste.

Was nun die Polareskimos selbst angeht, so sind sie, wie schon bemerkt, noch ganz heidnisch in ihren Sitten und Gebräuchen. Ihre Religion enthält keine Anbetung höherer Wesen; sie haben keinen Teufelsglauben; allenfalls spielt der Glaube an unheimliche Gletschergeister eine bedeutende Rolle in ihren Vorstellungen. Seltene Sagen gehen da um. Die Furcht vor diesen Geistern, die nicht mehr Menschen werden können, ist sehr verbreitet; denn jeder Gletscherwanderer muß, hat er sich verirrt, dem gleichen Lose verfallen. Alle weißen Europäer werden von den Polareskimos als tief unter ihnen stehende Wesen betrachtet. Dagegen besitzen sie Moralanschauungen, um die die Kulturvölker sie beneiden können. Ein großes Humanitätsgefühl bezieht sie. Betrügen, Lügen, Stehlen ist ihnen fremd. Ihre Sprache kennt kein Schimpfwort. Einem alten gebrechlichen Menschen zum Tode zu verhelfen, wird als höchster Dienst erachtet. Man trägt ihn zu einer steilen Felswand hinan und stürzt ihn hinunter. Ist ein Weib frühzeitig gestorben, so wird nicht selten auch das kleine Kind getötet. Es würde nun keine Muttermilch — die einzige Nahrung — mehr haben und elend verhungern müssen; also tötet man es lieber aus Mitleid. Die Polareskimos leben in freier Liebe — und meistens glücklicher als wir. Selten wird ein solches Verhältnis aufgegeben. Geliebte's doch einmal, so in Freundschaft, die der gemeinsamen Erziehung der Kinder gilt. Frauenaustausch kommt vor; teils aus religiösen, teils aus aber-

gläubigsten Gründen; oder, weil eine lange Jagdreise unternommen wird — und schließlich aus Freundschaft und Gastlichkeitsrücksichten.

Besonderes Interesse beanspruchte der zweite Teil des Vortrages, in dem sich Herr Ledeb über die Musik und Tänze der Eskimos verbreitete. In der zuerst von Johann Herder betonten Erkenntnis, daß die Musikethnologie Wesen, Sitte, Religion und Gebräuche eines Volkes am treffendsten zu erklären vermöge, hat Ledeb bei den Eskimos Untersuchungen angefleht, die so interessant als lehrreich sind. Leicht war dies Unterfangen nicht. Die christlichen Leute fürchteten sich, altheidnische Lieder zu singen, weil sie meinten: die Missionare hätten es ihnen streng verboten und der König von Dänemark würde darob erzürnt werden. Unter Eskimos an der Ost- und Westküste Grönlands sind Liebertexte — auch Gassenhauer — verbreitet. Die Polareskimos haben jedoch keine Texte. Die heidnischen Lieder haben sich durch die Geisterbeschwörer bis heute noch teilweise erhalten. Mit Hilfe des Phonographen gelang es dem Reisenden, mehrere solcher Melodien anzunehmen und uns zu übermitteln. Ueber Text oder Quarte gehen diese Melodien nicht hinaus; meist bewegen sie sich in Zwischenintervallen. Der Rhythmus ist ebenfalls eintönig. Man wird an die Eigenschaft der Indianergesänge erinnert. Die ethnologische Verwandtschaft springt in die Augen. Indianer und Eskimos dürften also wohl eines Stammes gewesen sein. Das natürliche Musikinstrument ist die Singstimme, die stets unisono gebraucht und von der Trommel in unregelmäßigem Takt schlagen begleitet wird. Charakteristisch ist das längere Verweilen auf tiefen Tönen. Beim Anhören eines polaren Geisterbeschwörergesanges — wie solcher dem Schalltrichter des Phonographen entströmte, könnte einem gruselig werden. Jeder hat eigene und ererbte Scherz- und Spottlieder, neben solchen, in denen das — Busenriechen bei der Geliebten, aber auch Spielkameraden, Tiere usw. besungen werden. Weitans am interessantesten sind aber die, sei es improvisierten oder eigens von anderen gemachten Spottlieder zweier Rivalen. Nicht bloß die eifersüchtigen Burschen in unseren deutschen Alpenländern — auch die traudlustenden Eskimos haben ihrer Streitgesänge und Schnadahüpfeln. Im kinematographischen Lichtbilde sahen wir zwei miteinander wettsingende Eskimos — und es war höchst ergötzlich. Die Trommel ging handum von dem einen zum andern. Hatte dieser sein Spottlied beendet, setzte ihm der andere einen besseren Trumpp entgegen. Ja zuletzt sang der erste dem zweiten seinen Spott wechselweise in beide Ohren — und dieser, man sah es am bewegten Mienenpiel, mußte sich wohl für überwinden halten. Es pflegt sich bei solchen Streitereien meist auch ein „Publikum“ zu versammeln. Der Verfall entscheidet.

Kleines feuilleton.

Das Brodengespenst. Das Phänomen jener merkwürdig beleuchteten Nebelbilder, die man zunächst auf dem Broden beobachtet hat und die davon den Namen „Brodengespenst“ erhalten haben, bietet ein so phantastisch grandioses Schauspiel, wie es sich die Phantasie nicht wunderbarer und zauberhafter vorstellen kann. Der Broden, seit altersher der Mittelpunkt mythologischer Hegen- und Teufelswesens, legte den Gedanken nahe, daß sich in diesen riesigen, schattigen Gebilden der Geist des Zauberberges erhebe, der im Morgengrauen oder in der Abenddämmerung über seine Gipfel schreite. Aber das Brodengespenst ist nicht etwa nur auf den Schauplatz der Faustischen Walpurgisnacht beschränkt, sondern findet sich überall in der Welt, hauptsächlich auf Bergen; es hat auch andere Namen erhalten, wie z. B. „Kreis von Ulloa“, nach den sich bildenden eigentümlichen Lichtringen. Das erstmal, daß dies atmosphärische Phänomen beobachtet wurde, ist wohl in das Jahr 1744 zu setzen, wie J. Lottel in einem Aufsatz über das Brodengespenst in der „Nature“ anführt. Die Reisenden Bouguer und la Condamine beobachteten eine solche Erscheinung während ihres Aufenthalts in Peru auf dem Gipfel des Pambamarca. „Eine Wolke, die uns zunächst ganz eingehüllt hatte und sich dann zerstreute, ließ uns die aufsteigende Sonne sehen, die sehr strahlend leuchtete. Eine Nebelwand wogte von der anderen Seite herüber; sie war nicht dreißig Schritte entfernt, als jeder von uns seinen Schatten auf ihr projiziert sah und zwar nur seinen eigenen, weil die Wolke keine einheitliche Oberfläche darbot. Die geringe Entfernung erlaubte uns, alle Teile des Schattens zu unterscheiden: man sah die Arme, die Beine, den Kopf; aber was uns in Erstaunen setzte, war, daß dieser letztere Teil des Körpers mit einem Lichtschein oder einer Aureole geschmückt war, die wieder aus drei oder vier kleinen konzentrischen Lichtkronen von höchst lebhafter Färbung bestand. In einiger Entfernung sahen wir dann noch einen großen weißen Kreis, der das Ganze umrahmte. Es war wie ein Schauspiel der Apotheose für jeden Betrachter.“ Seitdem ist die Erscheinung des Brodengespenstes zu Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Broden beobachtet worden, und im 19. Jahrhundert auf Bergen in allen Weltgegenden. Besonders gut ließ es sich auf einigen Schweizer Bergen, dem Rigi, Pilatus, Faulhorn, erkennen; Scoresby beobachtete es in den Polargegenden; Romond in den Pyrenäen; Saussure auf dem Montblanc; Boussingault in den Cordilleren; Thudall auf dem Finsteraarhorn; Brunhes und David auf dem Gipfel des Puy de Dôme. Die beiden

letzten Gelehrten haben bei verschiedenen Wiederholungen des Phänomens bis zu vier Lichtkronen gezählt, die die Körper umgaben, ohne dabei die gelblichweiße Hauptaureole zu rechnen. Am 8. August 1895 glückte es dem französischen Forscher Moureaux, das Brodengespenst auf der Terrasse des Observatoriums des Pio du Midi zu photographieren. Es war das erstmal, daß man eine Photographie des Brodengespenstes erlangte. Die Erscheinung findet sich vielfach in den Bergen, wenn der Beobachter zwischen der leuchtenden Sonne und einer Nebelwand steht. Die riesenhafte Vergrößerung des Schattens rührt daher, daß man ihn in großer Entfernung wahrzunehmen glaubt. Die merkwürdigen Lichtringe oder Aureolen entstehen durch Beugung der Lichtstrahlen an den Wasserfingeln, die im Nebel in der Atmosphäre enthalten sind. Aus derselben Naturerscheinung ist auch der große gelblichweiße Kreis herzuleiten, der die ganze Vision umgibt und den man manchmal den Namen „Kreis von Ulloa“ beilegt. Dieser seiner Farbigkeit beraubte Regenbogen ist besonders gut von C. A. Martel vom Groß-Glockner aus am 20. August 1882 beobachtet worden. „Ich war auf dem Grat des Jelsens, den Rücken dem Groß-Venediger zugewendet: ein dichter Nebel überdeckte die Fläche des 1200 Fuß unter mir liegenden Pasterzgleishers. Nach kurzer Zeit überflutete die Sonne dieses Chaos mit ihrem Licht. Sogleich zeichnete sich auf dem beleuchteten Nebel wie auf einem Lichtschirm ein ungeheurer Schatten ab, zuerst von einem völlig runden, hellen Regenbogen umgeben, um den herum dann noch ein zweiter, viel größerer, konzentrischer erschien. Völlig überrascht machte ich dem Führer ein Zeichen, der Schatten bewegte den Riesenarm wie ich: Es war das Brodengespenst. Ich gefühlte, daß die Seltlichkeit dieses Phänomens einen fast fürchtbaren Eindruck auf mich machte; ich sah mich und fühlte mich über den Gletscherspalten hängen, die in der Tiefe des Abgrunds gähnten. Die Vision dauerte zwanzig Minuten; von den fünf Erscheinungsformen, die sie annahm, war die dritte die erstaunlichste: Ein dritter ungeheurer weißer Lichtkreis bildete sich um die beiden anderen. Meine beiden Führer und ich, die in einer Gruppe zusammenstanden, konnten zugleich die Konturen unserer drei Köpfe wahrnehmen, aber ganz deutlich und genau sah jeder von uns nur seinen eigenen Schatten, drei- bis viermal größer als er selbst, und jede geringste seiner Bewegungen wiederholend.“ Das Brodengespenst ist nicht nur im Gebirge, sondern auch in der Ebene beobachtet worden, und zwar vor etwa 20 Jahren von Lancaster zu Uccle in Belgien.

Medizinisches.

Neuere Versuche über die gewerblichen Vergiftungen. Daß die Gifte, diese schleichenden Feinde der Arbeitergesundheit, viel gefährlicher sind als die unsalldrohenden Zahnräder, Bohrer, Kreislagen usw. hat mancher Arbeiter am eigenen Leibe leider viel zu oft erfahren müssen. Die Kenntnisse über die Wirkungsart dieser Feinde gehören daher wohl zu den wichtigsten, die jeder auf sein Wohl bedachte Arbeiter zu erwerben und zu pflegen hat. Eines der gefährlichsten Gifte, mit dem selten ein Arbeiter nicht in Berührung kommt, ist Blei. Sobald sich ein gewisses Quantum Blei in den menschlichen Organismus eingeschlichen hat, tritt in den meisten Fällen als Merkmal der Bleivergiftung die sogenannte Bleikolik auf. Dieser Umstand führte zu der Annahme, daß das Gift meistens durch den Verdauungsweg eindringt und nicht etwa durch die Lunge oder durch die Haut. Die neuesten Tierversuche haben jedoch diese Annahme zerstört. Sie stellen fest, daß das Einatmen von Blei viel gefährlicher ist, als dessen Einführung in den Magen. Als Versuchstiere wurden Ragen gewählt, die eine große Empfindlichkeit gegen Bleiverbindungen besitzen. Man führte den Tieren die Bleiverbindungen, wie sie in den Bleiweißfabriken, Töpfereien, Entzinkerungsbetrieben usw. verwendet werden, auf zwei verschiedenen Wegen zu: durch die Atmungs- und die Verdauungsorgane. Da stellte es sich heraus, daß die Ragen, die an jedem dritten Tage etwa 1/3 Gramm kohlen-saureres Blei eingeatmet hatten, viel eher krepiereten, als die anderen, die täglich ein Gramm derselben Bleiverbindung auf dem Verdauungswege zugeführt bekamen. Ein Merkmal der Vergiftung verdient eine besondere Beachtung. Das ist die außerordentliche Abmagerung, die sich zur Einbuße von 1/3 Normalgewicht steigern kann. Im späteren Stadium wurden Lähmungserscheinungen beobachtet und kurz vor Eintritt des Todes die epileptischen Krämpfe. Die Sezierung der Leiden ergab auffallende Veränderungen in den Blutgefäßen der wichtigsten inneren Organe, so daß man in der vernichtenden Wirkung auf das Gefäßsystem wohl eine dem Blei eigene Wirkungsart sehen kann. Es verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß jeder Zusatz von Alkohol die Giftwirkung in außerordentlich hohem Grade gesteigert hat.

Eine ähnliche Versuchsreihe (Einatmung von Dämpfen) hat Prof. Ramboisfel-Prag über die Benzolvergiftung angestellt. Nach ihren Ergebnissen besitzt das reine Benzol die schlimmste Wirkung; sie äußert sich in Zudungen und Krämpfen, die durch Verlegung von Gehirn und Rückenmark hervorgerufen werden. Dabei genügt schon eine ganz geringe Menge von Reibenzoldampf in der Luft, um Vergiftungserscheinungen herbeizuführen. Bedeutend günstiger wirken Toluol und Solventnaphtha. Die Dämpfe der Handelsbenzolforten mit der höheren Siedetemperatur (Solventnaphtha II) können als praktisch ungiftig angesehen werden.